Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 19. Dezember 1922.

Jan im Moor.

Roman von Luise Westkirch.

(11. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Hilmer horchte auf bei dem Namen. „Wie soll Jan Osmer denn von Weyerdamm weggereist sein? Er feiert dr ja in drei Tagen sein Hochzeit!“

Bei dem Wort Hochzeit schrie das Stadtfräulein laut auf, so daß Hilmer fürchtete, die fremde Person werde auf offener Landstraße vor ihm toll werden. Sie raffte sich aber unter seinem Zureden langsam wieder zusammen und begann, an seiner Seite nach Weyerdamm zurückschreitend, ihm ihr Schicksal zu erzählen.

Hilmer lauschte atemlos in einer wilden Hoffnung, daß Gott selbst ihm dies Mädchen schicke, um Anna Allmers Hochzeit mit Jan zu zerreißen.

Eine Waise wäre sie. Und in Langenhausen, einem Landstädtchen, half sie ihrem Oheim in der Wirtschaft bedienen. Ein anständiges Wirtshaus wär's, ein feiner Verkehr. O, aber auch der Dreisteste hätte nicht wagen dürfen, ihr ein freches Wort zu sagen. Und Heiratsanträge hätte sie in Menge gehabt. „Aber es war mir nicht drum, wissen Sie.“ Und dann war wieder einmal Manöver gewesen. Mehrere Ulanen kamen zu ihrem Onkel ins Quartier. Jan Osmer war darunter, und der Lügner, der Kort Bredelow. Wenn sie's nur wiedergeben könnte, wie lieb Jan Osmer zu ihr gesprochen, wie zärtlich seine Augen sie angesehen hätten! Wie Wein war's ihr durch die Adern gerieselt. Wenn der Herr Jan Osmer kannte, dann begriff er's vielleicht? Ja, Hilmer kannte Jan Osmer. Er begriff gut.

Unterm Lindenbaum vor dem Haus hatte er neben ihr gesessen. Er hatte sie auch geküßt. Und sie hatte keinen geküßt vor ihm. Ganz schwindlig war sie in die Küche gelaufen zum Gläserspülen, ganz schwindlig war sie spät abends in ihre dunkle Kammer hinaufgestiegen. Sie wollte das Fenster aufstoßen, weil es, gar so beklommen in dem Stübchen war. Da hatte eine Hand sie von rückwärts gefaßt. Sie hatte aufgeschrien. Aber: „Still!“ raunte er ihr ins Ohr. „Ich bin's, Jan.“ Und ein Wachszündholz hatte er angerieben, damit sie sein Gesicht sehen sollte.

Hier packte Hilmer die Hand des Fräuleins so rauh, daß es aufschrie. „Ein Wachszündholz?! Hast gesagt: ein Wachszündholz?“

„Ja doch! Ein Wachszündholz! Kennen Sie die nich? Eines von der Sorte, die drei Minuten brennen. Ich weiß nich, wie lang es gebrannt hat an dem Abend. Ich weiß bloß, daß Jan Osmer mir einen heiligen Eid geschworen hat. Un daß er mit keiner Hochzeit machen darf außer mit mir.“

In Holmers Ohr klang für und für, alles andere übertönend, das Wort: Wachszündholz. Jan Osmer benutzte also Wachszündhölzer, jedenfalls er allein in Weyerdamm. War es denn sein Zündholz, das Hilmer neben dem Birkenstumpf aufgelesen hatte? War es Jan Osmer, der Anna überfallen hatte in der Pfingstnacht? Jan Osmer, der die Weise wohl kennen konnte, mit der sein Jugendfreund sein Lieb zu rufen pflegte? War es Jan Osmer, der den herzueilenden Vater erschlagen hatte? Und wagte jetzt zu freien um die Tochter des von ihm Erschlagenen?! Als Hilmers schwer arbeitendes Hirn in der Kette der Folgerungen bis zu diesem Frevel ohnegleichen gelangte, begann der Boden unter ihm und der Himmel über ihm zu wanken.

„Warum bleiben Sie denn stehn?“ hörte er Frieda Lampert fragen.

Er faßte sich. „Ich komm schon. Ich bring' dich zu Jan Osmer. Komm du nur.“

Auf dem Osmerhof war Jan nicht. Er sei zu Anna Allmer hinübergegangen.

„Das is gut,“ sagte Hilmer. „Das is sehr gut. Ich bring' dich hin. Sag' Jan Osmer, sag' sein Braut, was du mir gesagt hast, Dern. Steh zu dein Sache. Laß dir dein Recht nich nehmen. Gott un alle guten Menschen sind für dich.“

Ja Osmer saß neben Anna und redete Liebesworte, während seine Augen durch die kleinen Fenster die Gegend weit hinaus abstreiften, fast ohne sich zu bewegen, wie die Augen der großen Raubvögel, die gleichzeitig vorwärts, seitwärts und rückwärts schauen. Er sah Frieda Lampert an Hilmers Seite die Dorfstraße entlang kommen, sah sie allein über die Kanalbrücke auf den Hof biegen. Er faßte Anna bei beiden Händen.

„Dern, du mußt' das beweisen, daß du mich lieb hast, daß du zu mir stehst in festem Zuvertraun. Ich hab' gemeint, ich könnt' es dir ersparen. Es soll nich sein.“

„Was denn?“ fragte Anna, erschrocken über seinen Ernst.

„Dr kommt eine auf den Hof. Du kennst ihr nich. Mußt barmherzig sein. Sie is aus ihr Sinnen, weißt, ein unglücklich Dern. Sie hat sich das in den Kopf gesetzt, ich wär ihr Bräutigam, un zieht mir nach. Ihr Verwandtens hatten sie eingesperrt. Weiß nich, wie sie freigekommen sein mag.“

„In den Kopf gesetzt, du wärst ihr Bräutigam?“ wiederholte Anna langsam.

„Anna! Hast kein Vertrauen in mein Wort? Ihr Bräutigam is tot, ich seh ihm gleich, verstehst?“

Anna war einen Schritt zurückgetreten. „Das is sonderbar.“

„Ich will dir's aufklären, bloß nu bleibt dr kein Zeit zu. Wenn du mich lieb hast, sagst kein Wort von dem zwischen uns zweien. Sag' gar nix. Gib kein Antwort auf ihr krausen Redens. Andernfalls wird das gefährlich mit ihr Krankheit. Laß mich ihr zufrieden sprechen. Kann sein, ich bring' ihr in Gutem vom Hof.“

Die Tür wurde aufgerissen. Frieda Lampert stand auf der Schwelle. Groß war ihre Bewegung, als sie Jan leibhaftig vor sich sah, Jan neben der anderen, daß ihre Zunge die Worte nicht richtig formen konnte. Sie stürzten eines über das andere hervor, abgebrochen, sinnlos, — in Wahrheit anzuhören wie einer Wahnsinnigen Toben.

Jan winkte Anna zu: „Du siehst!“ Dann ging er der Fremden entgegen, nahm freundlich ihre Hand.

„Mein liebes Mädchen, so 'n weiten Weg kommst her? Setz' dich daher un ruh dich.“

Sie stieß den Stuhl zurück, den er ihr bot. „Gib Bescheid. Du willst Hochzeit machen!“

„Sst!“ gebot er, sich scheu umsehend. Und leise, zärtlich flüsterte er: „Das weißt ja doch, daß wir Hochzeit machen wollen.“

Einen Augenblick verstummte sie verwirrt. Dann brach sie los: „Du willst Hochzeit machen mit der da!“

„Um Gottes willen!“ mahnte er leise. „Sweig' still! Willst mich dot sehen?“

„Dot?“

Er neigte sich zu ihrem Ohr. „Ich bin in ein großen

Gefahr. Still! Sag' nix! Da um hab ich nich geschrieben. Ich hab' Feinde. Der Mann, mit dem du gekommen bist, is mein slimmter. Er hat mir den Tod geswowen. Ich kann dir das nich auseinandersetzen, in diesem Augenblick nich. Du mußt mein Wort vertrauen."

„Du lügst!" unterbrach sie. „Die dort is dein Braut! Sie sagen's alle in Weyerdamm."

„Denn wird's woll so sein," sagte er laut und sehr leise und schnell: „Bloß wir wissen's besser. Da! Kennst den?" Aus seiner Westentasche zog er einen Ring aus Haaren und hielt ihn flüchtig Frieda vor die Augen, ganz flüchtig und vor Anna versteckt.

Dem Mädchen stockte die Rede. Tränen traten ihr in die Augen.

„Mein Ring? Hast den noch? Hast den bewahrt?" Schluchzen schüttelte sie.

Jan trat zu Anna und flüsterte: „Sie kommt all zur Vernunft." Dann kehrte er zu Frieda zurück und sprach leise und rasch: „Bist still! Halt' dich still. Ich hab' nur dich lieb. Wenn du mich wirklich lieb hast, halt' dich still. Aber wenn du mein Tod beschlossen hast, ich fürcht' mich nich. Denn sprich, denn frag', denn zeig' dich in Weyerdamm. Aber wenn du man fünf Tage Geduld hast, denn so will ich dir alles ufklären, denn können wir glücklich werden."

Neues Mißtrauen loderte in der Betrogenen auf. „In drei Tagen willst Hochzeit machen in der Kirche in Weyerhagen!"

„Kannst ja in die Kirche in Weyerhagen gehen in drei Tagen un mein Hochzeit zerreißen, wenn ich dr Hochzeit mache."

„Ja, das will ich auch! Das tu ich!"

„Aber wenn du mein Tod nich willst, denn mußt snell, snell fortgehn von hier."

Sie widerstrebte. „Was snakst immerlos von Tod un Gefahr? Ich versteh das nich. Un warum steht die dort so stumm un stuur und spricht kein Wort?"

„Komm," bat er, „laß mich dich aus der Kolonie bringen. Unterwegs sag' ich dir Bescheid. Du hast mich ja doch lieb. Du willst mich nich ins Unglück bringen. Also komm schnell."

Er schob sie sacht der Tür zu. Und sie, geängstigt von seinen unklaren Todesdrohungen, entzückt, verwirrt von der Gegenwart des geliebten Mannes, wehrte sich nur schwach und ließ sich fortbringen. Jan führte sie durch die Tür nach dem Garten und durch den Garten, wo die Büsche am dichtesten standen; denn er sah Hilmer wartend an der Kanalbrücke stehen. Und während er fortfuhr, den Sinn der Dirne bald durch Andeutung dunkel drohender Gefahren, bald durch Liebesbeteuerungen zu verwirren, freute er sich heimlich des Streichs, den er seinem Feind spielte. Bald standen sie jenseits des Dorfes auf der Landstraße.

„Dorthinaus geht der Weg nach Bremen", sagte Jan und küßte Frieda. „Komm gesund hin."

„Ich tu, was du sagst," murmelte das Mädchen. „Ich versteh nix. Ich tu blind dein Willen, weil ich's nich ertragen würd', daß dir durch mich ein Leid geschähe. Aber, wenn du mich betrügst, denn, Jan, denn wird Gott dich strafen."

„Ja," sagte Jan, „in mein Todesstunde." Und er dachte: Bis dahin is ein lange Zeit.

Er sah der Dirne nach, bis sie im Nebelgrau des einbrechenden Novemberabends verschwunden war. Dann kehrte er langsam auf den Allmershof zurück, im Gehen sich ausdenkend, was er Anna sagen würde.

Sie erwartete ihn fast auf demselben Fleck, auf dem er sie verlassen hatte, blaß vor Aufregung. Hart vor Ehrlichkeit sahen ihre hellen Augen ihm ins Gesicht, fest, ohne abzuirren.

„Nu sollst mir die Wahrheit sagen, Jan."

„Eine kranke Dern, Anna, das hast ja selbst gesehen. Sollst auch bedankt sein, daß du dich still gehalten und nich durch dein Reden ihren Zustand verslimmert hast. Nu is sie auf'n Weg zu ihr Verwandtens."

„Woher kennst ihr? Wie geht das zu, daß sie dich für ihren Bräutigam hält? Auf der weiten Welt dich? Sag' mir das."

„Es is eine traurige Begebenheit, Anna. Ihr Liebster, weißt, stand bei mein Schwadron, war Sergeant wie ich, un es hieß, wir sähen uns gleich. Jedenfalls is ein oft für den andern gehalten. Einmal bei einer Nachtübung is er dann verunglückt, mit dem Pferd gestürzt, überritten worden. Er blieb auf dem Fleck tot. Der armen Dern is das zu Kopf gestiegen. Und weil sein Gesicht von ein Hufslag so slimm zerrissen war, daß sein eigen Mutter ihn nich erkannt haben würde, blieb sie dabei, ihr Bräutigam wäre der Tote nich. Ihr Bräutigam wär ich un nich mit guten un nich mit bösen Worten hat sie seitdem ein Mensch von den Glauben abbringen können."

„Wie wunderbar, daß du mir nie von der armen Dern erzählt hast un nie von dein toten Kameraden."

„Weil ich an keine andere un nix anderes denk', wenn ich bei dir bin, Anna. Das is gewiß und wahrhaftig wa r, so lieb wie dich in dein herbe Kantigkeit hab' ich noch kein Dern gehabt. So ein' wie dich gibt es nicht nochmal in der Welt. Nein, da wehr' dich nich gegen. Sehst nich selbst, was du aus mir leichtsinnigen Kerl gemacht hast? Bin ich woll ein einzigstesmal nach Quelkhorn oder nach Scharmbeck zum Wirt gegangen, seit ich weiß, daß du mich lieb hast? Sag'!"

„Ja, das is so," gestand sie zu, „un das gedenk ich dir."

„Un scharwerk' ich nich wie ein Knecht auf mein Hof seitdem? Einen ganz neuen Menschen hast du aus mir gemacht. Was kein Strenge un kein gute Lehrens vermocht haben, das bringst du zuweg mit ein Wort, ein Blick, darum, weil ich dich so ganz unbändig lieb hab'."

„Ach, Jan, is dem so? Is dem wirklich so? Dr sind Stunden, wo mein Glaube swach wird. Und wenn ich an dich nich mehr glauben dürft', Jan, zunicht werden müßt' ich vor Scham und Reue."

„Dern," antwortete er ernst, „wenn alles in mein Leben Spott un Falsheit wär, mein Liebe zu dir is echt."

„Laß mich das glauben, Jan. Laß mich das immer glauben. Was sonst kommt, will ich tragen."

Er zog sie neben sich auf die Bank und sprach von ihrer, seiner Zukunft. Dichter wurde die Dämmerung. Schon sah er nur undeutlich der Dirne Gesicht. Plötzlich faßte er sie mit zwingendem Griff. Da stieß sie einen so gellen Schrei aus, daß er in jähem Erschrecken losließ. Anna stürzte zur Tür.

„Wischen! Wischen!" rief sie. Und als die alte Magd sich langsam vom Spinnrad erhob, heftig: „Licht sollst machen!"

Wischen nahm stumm das Öllämpchen vom Herdhimmel, trat mit schwerem Schritt heran und entzündete die Hängelampe, die in der Stube über dem Tisch hing. Zornig und verächtlich blickte sie dabei auf Jan, auf Anna, die sich, bebend an allen Gliedern, an die Konsole vor ihres Vaters Bild klammerte. Ohne ein Wort ging die Magd hinaus.

„Närrische Dern," sagte Jan in Zorn und Zärtlichkeit zugleich. „Ich mein', du hast mich lieb?!"

Sie streckte abwehrend die Hände gegen ihn aus.

„Rühr' mich nich an! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Gräßig war das! Wie an den Pfingstabend, an den fürchterlichen Pfingstabend, weißt, eh' daß mein Vater in sein Blut lag."

Er fuhr zurück. „Was sagst da?"

„Wie Eis is mir das den Rücken hinuntergelaufen, als du mich anfaßtest! In mein Leben hab' ich so'n Gräsen nicht gekannt. Nee, ich kann dr nich über weg. Geh, Jan, geh! Ich bitt' dich. Ich hab' dich lieb, aber vandage kann ich dein Gegenwart nich mehr ertragen."

Er sah sie finster an. Dann zuckte er die Achseln, nahm stumm seine Mütze.

„Denk', ich bin krank," bat sie. „Ich bin's wirklich. Hab' Geduld."

„Denn will ich wünschen, daß du bald gesund werden magst," antwortete Jan unversöhnt. „Gute Nacht, Anna Allmer."

Erbittert schritt er an der unfreundlich schweigenden Magd und an den Knechten vorüber ins Freie. War das ein Tag der Aufregungen und Enttäuschungen. Wo blieb das Glück, das wie ein Stern zeitlebens über seinen Wegen gestrahlt hatte?

Als er auf die Kanalbrücke kam, sah er im Poppehof Licht brennen. Da fiel ihm Hilmer Poppe ein, und er lächelte. Ob der noch immer auf Frieda Lampert wartete?

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite Gesicht.

Skizze von St. Adolf.

(Nachdruck verboten.)

„So, wir wären fertig," sagte Herr von Langen und ließ den Blick noch einmal über die Liste fliegen. „Jetzt kommst du daran, lieber Fritz. Also bitte, wen wünschest du zur Hochzeit zu laden?"

Fritz Fahren lächelte ein wenig wehmütig. „Da werden wir bald fertig sein. Onkel Moritz ist der einzige Verwandte, den ich habe, und auch ihn, fürchte ich, wird meine Hochzeit kaum so interessieren, daß er von seinem Gute herkommt. Wir sind einander fast ganz entfremdet, traurig genug für die beiden einzigen Verwandten, die existieren. Nun, die Schuld ist nicht auf meiner Seite, wenn überhaupt von Schuld die Rede sein kann. Und damit bin ich schon zu Ende, was meine Familie anbetrifft."

Margit schmiegte sich eng an den Verlobten und drückte ihm unter dem Tisch die Hand, wie um ihm anzudeuten, daß er nicht länger der einsame und vereinsamte Mensch bleiben werde. Langen verbarg seine Rührung, wie das schon so seine Art war, unter einem rauhen, polternden Tone.

„Donnerwetter, Junge, das brauchst du mir nicht zu erzählen, kannst dir doch denken, daß ich über die Familienverhältnisse meines künftigen Schwiegersohnes aufs Beste informiert bin. Aber es müssen ja nicht gerade Verwandte sein. Ich dachte mehr an Altersgenossen, Freunde, Gefährten . . . .“

Fritz schüttelte den Kopf. „Auf die Gefahr hin, dir zu mißfallen, muß ich gestehen, daß ich eigentlich keinen einzigen Freund habe, das heißt — keinen, mit dem ich so intim bin, daß ich ihn bei meiner Hochzeit nicht missen möchte. Ich bin eben eine schwerfällige Natur und schließe mich nicht so leicht an jemanden an. Einen einzigen gab es, mit dem ich einmal befreundet, intim befreundet war, aber er ist meinem Gesichtskreis entschwunden und . . .“

Im gleichen Augenblick trat der Diener ein und überreichte eine Depesche, die für Herrn Fahren abgegeben worden sei. Fritz erbrach sie, las den Inhalt und erblaßte. Erschrocken fuhr Margit empor.

„Doch keine unangenehme Nachricht, Fritz?“

Fahren lächelte schon wieder. „Im Gegenteil, mein Schatz. Nur ein sehr sonderbares Zusammentreffen. Soeben sprach ich von meinem einzigen Freunde, Karl Wagner, dessen Spur ich verloren hätte, und im gleichen Moment kommt dieses Telegramm, das mir für morgen seine Ankunft anzeigt.“

Langen lachte dröhnend auf. „Wie nervös ihr jungen Leute heutzutage seid. Wer wird sich denn durch einen solchen Zufall erschrecken lassen.“

„Zufall? Weißt du bestimmt, daß es ein Zufall ist?“

„Was meinst du mit dieser sonderbaren Frage?“ Halb besorgt blickte Margit zu ihrem Verlobten empor.

Fritz fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Es ist nur eine Torheit, ein Aberglaube, aber . . . Doch ihr habt ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren, nachdem ich euch so in Schrecken gejagt habe. Lacht mich nur tüchtig aus, ich will die wohlverdiente Beschämung als Strafe auf mich nehmen.

Ihr beide kennt Karl nicht und ich glaube, daß nur die wenigsten Leute, selbst unter seinen intimen Bekannten, ihn kennen. Die meisten halten ihn für einen stillen, gedrückten Menschen, einen Misanthropen und nur ich allein weiß, warum er so ernst ist, welches Verhängnis über ihm schwebt. Durch einen Zufall habe ich es erfahren und dies Wissen war das erste Band, das uns umschloß. Erst später wurde eine feste Freundschaft daraus.

Ich erinnere mich noch genau des Abends, da wir zusammen das Theater besuchten. In einer Loge des ersten Ranges saß eine elegante Dame von auffallender Schönheit, auf die ich Karl aufmerksam machte. Er hob die Blicke zu ihr empor, plötzlich verglasten sich seine Augen, er schaute starr in die Ferne und sein Gesicht nahm den Ausdruck unendlicher Trauer an. „Es darf nicht sein“, murmelte er, „ich muß es verhindern!“

Er sprang empor und, ohne sich um die zornigen Proteste der gestörten Theaterbesucher zu kümmern, drängte er sich nach dem Gange durch und eilte davon. Besorgt ging ich ihm nach, konnte ihn aber erst erreichen, als er schon die Treppen emporgestiegen und in die Loge eingetreten war, deren schöne Insassin sich erstaunt umdrehte. Ohne sich vorzustellen, mit dem Zeichen der höchsten Erregung, trat Karl auf sie zu und sagte halblaut: „Gnädige Frau, lassen Sie sich warnen. Fahren Sie in den nächsten Tagen, in den nächsten Wochen, mit keinem Auto. Ein schreckliches Geschick steht Ihnen bevor.“

Dann stürmte er davon, ich hinter ihm drein. Ich war überzeugt, daß mein armer Freund geistesgestört sei und vermied es, über den Vorfall zu sprechen. Am dritten Morgen, beim Frühstück, — wir wohnten damals zusammen — schob er mir wortlos die Zeitung zu und deutete auf eine Notiz. Ich las gleichgültig die im Reporterstil gehaltene Darstellung eines Autounfalles, bei dem die Insassin das Leben verloren hatte.

„Das ist sie, die Dame aus dem Theater. Sie wollte meine Warnung nicht hören!“

Und dann enthüllte er mir die schreckliche Gabe, die ihm verliehen war und das Verhängnis seines Lebens bildete. „O, es ist fürchterlich!“ schrie er auf. „Zum ersten Male wurde es mir bewußt beim Tode meines Vaters, den ich drei Tage vorher deutlich auf dem Sterbelager gesehen hatte. Und dann wiederholte es sich noch oft und oft, bei ganz fremden Leuten. Anfangs war ich erstaunt, dann sogar erfreut, weil ich glaubte, das Verhängnis aufhalten zu können. Ich versuche es auch jetzt noch, immer und immer wieder zu warnen. Aber vergebens!“

„So sprach mein unglücklicher Freund. Und noch zweimal hatte ich Gelegenheit, die untrügliche Sicherheit schaudernd zu bewundern, mit der er den Tod voraussah. Nicht nur, daß das Ende kommen würde, wußte er, sondern auch, wie es kommen würde; wie ein Maler ein Porträt entwarf er eine genaue Schilderung des Herganges. Ich müßte lügen, wollte ich leugnen, daß anfangs der Schauder sich fast bis zur Abneigung verdichtete, aber als ich sah, wie Karl unter der verhängnisvollen Gabe litt, da wurde mein Herz vom Mitleid erfüllt und wir wurden Freunde.

Einen Moment herrschte Stillschweigen, als Fritz geendet hatte, dann setzte Langen mit einer etwas erzwungenen Lustigkeit wieder ein: „Er hätte Arzt werden sollen, dein Freund. Mit der Gabe, die er besitzt, lassen sich Tausende verdienen. Das erinnert mich an eine Geschichte . . .“ Und der alte Herr begann seinen unerschöpflichen Anekdotenschatz Stück um Stück auszukramen. Allmählich gelang es ihm, die Schatten zu verscheuchen, welche die Erzählung hervorgerufen hatte, aber abends beim Schlafengehen legte es sich wieder wie Zentnerlast auf die Brust der Braut. Mit gefalteten Händen stammelte sie: „Ich wollte, daß er nicht käme.“

Aber er kam schon am nächsten Vormittag in Begleitung von Fritz. Margit entging es nicht, daß er bei ihrem Eintritt zusammenfuhr wie vom Blitz getroffen. Und auch wenn sie ganz wo anders hinblickte, fühlte sie seine Augen auf sich gerichtet, mit einem Ausdruck, den sie sich nicht enträtseln konnte, bei dem es sie aber kalt überlief.

Die vierzehn Tage bis zur Hochzeit war Karl Wagner fast täglich Gast im Hause Herrn von Langens. Und je öfter er kam, je öfter Margit seinen Blick auf sich ruhen fühlte, desto mehr stieg ihre Unruhe und verdichtete sich zuletzt zu einer wahnsinnigen Angst. Sie hatte das Gefühl, als wisse er etwas, etwas Schreckliches, etwas, was er sich nicht auszusprechen getraue. Aber immer, wenn sie ihn fragen wollte, schnürte ihr eine unsichtbare Hand die Kehle zusammen, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

So kam der Hochzeitstag. In Myrtenkranz und Schleier, die jungen Glieder von weißer Seide umflossen, stand Margit zur Abfahrt bereit und wartete auf ihren Brautführer: Karl Wagner. Die letzten vierzehn Tage zogen nochmals an ihrem Gedächtnis vorüber. Wie qualvoll waren sie gewesen; diese Zeit, die doch die schönste ihres Lebens hätte sein sollen, war ihr vergiftet worden, verbittert durch die Anwesenheit dieses Menschen, der ein so schreckliches Naturgeschenk mit sich trug. Ein dumpfer Haß gegen Wagner stieg in ihr auf. Gleichzeitig aber fühlte sie ihre Befangenheit schwinden und als sie Seite an Seite der Kirche zurollten, wagte sie es, die Frage zu stellen, die ihr plötzlich auf den Lippen brannte: „Wem von uns sehen Sie den Tod wieder an den Augen ab?“

Er fuhr zusammen wie ein Verbrecher, der seine Schuld entdeckt sieht, und stammelte: „Woher wissen Sie?“

„Fritz hat mir erzählt, daß Sie die Gabe des zweiten Gesichtes hätten. Und Sie blickten mich immer so an, so, gerade so, wie . . . ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Aber ich verstand diesen Blick. Wer ist es, sagen Sie, um Gottes willen, doch nicht Fritz? Sie schütteln den Kopf? Aber Sie belügen mich doch nicht? Ihr Ehrenwort, Fritz ist es nicht? Gott sei dank! Und auch nicht Papa? Nicht wahr? Herr Wagner, ich weiß, ich erscheine Ihnen herzlos, aber Sie werden begreifen, daß ich nur um diese beiden gebangt habe. Nur um sie! Und wer auch immer es sonst sei, ich kann ihn nicht betrauern, im Gegenteil, es jauchzt in meinem Herzen. Nicht wahr, das ist sehr häßlich von mir.“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist menschlich und begreiflich, Margit. Und nun lassen wir dies Gespräch. Es paßt nicht zu dem Freudentage.“

Während des Hochzeitsmahles nahm der junge Ehemann seinen Freund beiseite. „Verzeihe, Karl, daß ich dein Geheimnis verraten habe. Es geschah fast unwillkürlich. Und ich bin bestraft genug durch den Gedanken, meiner Margit ihre Brautzeit verbittert zu haben durch eine grundlose Angst, die . . .“

Karl sah ihn mit großen Augen an. „Gebe Gott, daß ihre Angst grundlos sei. Ja, ich habe wieder Leichen gesehen, diesmal zwei zu gleicher Zeit. Die eine war ich und meine Hände umkrampften im Tode noch . . .“

Das Gespräch wurde unterbrochen, da die junge Frau herantrat und sich mit schalkhaftem Lächeln vor Wagner verbeugte. „Der Tanz beginnt. Die erste Runde gehört meinem Brautführer.“

Arm in Arm flogen sie durch den Saal. Da plötzlich löste sich der schwere Kronleuchter von der Decke, ein vielstimmiger Schreckensschrei durchhallte den Raum. In der Mitte des Saales aber lag Karl Wagner und noch im Tode hielten seine Arme die Braut umschlungen, deren Antlitz weißer war als die Seide, welche die kalten Glieder umhüllte.

Katharina II. eine Tochter Friedrichs des Großen?

Von Dr. M—n.

In seinem vierbändigen Werk über die Teilung Polens (Paris 1807) stellt Rulhière, Sekretär des französischen Gesandten Breteuil am Hofe Peters III. von Rußland, die Hypothese auf, Friedrich der Große habe zu Ende des Siebenjährigen Krieges nur dadurch sich und sein Land aus äußerster Not retten können, daß er der Zarin Katharina, die nach der Beseitigung ihres Gatten Peter eine drohende Haltung gegenüber dem verhaßten Preußen einnahm, das Geheimnis seiner Vaterschaft enthüllte. Der Gedanke wurde seitdem wiederholt aufgenommen. Der deutsche Historiker Sugeheim verteidigt ihn 1856 in seiner Darstellung der russisch-deutschen Beziehungen, wobei er sich insbesondere auf einen anonymen französischen Bericht aus dem Jahre 1789 stützt, wonach Friedrich als Kronprinz im Jahre 1728 der schönen, lebenslustigen Frau des alten Fürsten von Anhalt-Zerbst (des nominellen Vaters der Zarin Katharina) einen mehrtägigen verschwiegenen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet hätte; neun Monate darauf — am 2. Mai 1729 deutschen Stils — kam die spätere russische Kaiserin in Stettin zur Welt. Die hohenzollernsche Abstammung Katharinas behauptet dann auch Heinrich Geffcken in der „Deutschen Revue" (Oktober 1892), und in Rußland selbst waren es insbesondere der Großfürst Nikolai Michailowitsch und der als Jurist von Gneist sehr geschätzte Baron Nikolai von Bistram, die durch Deduktion und archivalisches Studium zu dem Schluß gelangten, daß Katharina II. tatsächlich eine natürliche Tochter Friedrichs II. gewesen sei.

Den ganzen Fragenkomplex, der, wenn auch nicht aus genealogischen, so doch aus rassenbiologischen und kulturpsychologischen Gründen nicht ohne Belang ist, rollt nun der Rußlandkenner Eugen Zabel im neuesten Band der Serapis-Bücherei „Sakalska", Russische Erinnerungen und Erlebnisse, Verlag Carl Reißner, Dresden) wieder auf. Er untersucht die allerdings auffallende Erscheinung, daß die junge Zarin, die in ihrem Antrittsmanifest ihrem gestürzten Gemahl das Bündnis mit dem „Todfeind Rußlands" vorgeworfen hatte, kurz darauf zur allgemeinen Verblüffung erklärte, es sei zwar notwendig, der preußischen Übermacht zu steuern, Rußland bedürfte jedoch nach den langen Jahren blutiger Wirren und Kriege dringend der Ruhe; daß sie die russischen Gesandten informierte, es sei in keinem Falle an eine Wiederaufnahme des Krieges zu denken, und die bereits aus dem preußischen Heer abberufenen russischen Hilfstruppen Gewehr bei Fuß stehen ließ (was die Österreicher, die auf ein Bündnis mit Katharina gehofft hatten, die Schlacht bei Burkersdorf kostete). Er führt unter beträchtlichem Aufwand an literarischen Belegstellen eine Art historischen Indizienbeweises für die Richtigkeit der Hypothese und zieht zu ihrer Stützung auch das physiognomische Moment heran: die Ähnlichkeit der Augen, des Nasenschnitts, des Mundes und des Kinns. Natürlich fehlt es auch nicht an den in diesem Falle besonders naheliegenden charakterologischen Parallelen.

Im übrigen ist Zabel — und hierin geht er vielleicht etwas zu weit — der festen Überzeugung, daß die zu erhoffende Öffnung der Archive den restlosen Beweis der engsten Blutsverwandtschaft zwischen Friedrich und Katharina erbringen werde.

Was Röntgenstrahlen alles entdecken.

Seit Röntgen seine großartige Entdeckung der X-Strahlen machte, sind diese nicht nur die unentbehrlichen Hilfsmittel der Heilwissenschaft geworden, sondern sie werden auch zu vielen anderen Zwecken verwendet, und beständig werden neue Gebiete gefunden, auf denen sie wertvollste Hilfe leisten. So verwendet man die Röntgen-Strahlen bei verschiedenen Fabrikationen, um Fehler im Material zu entdecken. Stahl, Holz für Flugzeuge, Automobilreifen, Elektroden usw. werden mit Röntgen-Strahlen durchleuchtet, um festzustellen, ob in der Lagerung der einzelnen Stoffteile keine Unregelmäßigkeiten vorhanden sind. Eine der jüngsten Verwendungen dieser Art ist das Herausfinden von Fehlern in Golfbällen, die mit Röntgen-Strahlen untersucht werden. Die Z o l l b e h ö r d e n bedienen sich der Strahlen, um den Schmugglern bei ihren Tricks auf die Spur zu kommen; so bei der Feststellung von Kokain und anderen Narkotiken, von Zigarren, Seide und kinematographischen Films. So fand man mit ihrer Hilfe heraus, daß eine Schmugglerin zwei kostbare Ringe und einen Anhänger in den Absätzen ihrer Schuhe mit sich führte. Sogar die A u s t e r n müssen den alles sehenden Strahlen ihre Geheimnisse preisgeben, und man hat kürzlich herausbekommen, daß Perlen mit Hilfe der Röntgen-Strahlen in den Austern genau bestimmt werden können. Die Kriminalpolizei bedient sich der Röntgen-Strahlen, um Fingerabdrücke zu durchleuchten; außerdem werden sie dazu benutzt, um bei Paketen, die verdächtig sind, das Vorhandensein ewaiger Explosivstoffe festzustellen. Viel besprochen wurde in der letzten Zeit die Durchleuchtung a l t e r G e m ä l d e. Man hat hier die merkwürdigsten Entdeckungen gemacht und z. B. herausbekommen, daß ein angebliches Bild des 16. Jahrhunderts, das großen Wert haben sollte, modernen Ursprungs war, während andererseits an einem anderen berühmten Gemälde des Brüsseler Museums gezeigt wurde, daß es über ein anderes Bild auf die Leinwand gemalt worden ist, das sehr viel älter ist und noch größere kunstgeschichtliche Bedeutung hat. Als wunderlichste Leistung der Röntgen-Strahlen führt eine englische Zeitschrift, der wie diese Beispiele entnehmen, die D u r c h l e u c h t u n g e i n e s E l e f a n t e n an, der einen D i a m a n t r i n g v r s c h l u c k t hatte. Das Tier wurde gefesselt, auf den Boden gelegt, und dann wurde der Ring in seinem Innern photographiert.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **„Kaffee gratis!"** gab es kürzlich am Tegeler Weg in C h a r l o t t e n b u r g. Ein Wagen der Kaffeefirma Jaster war infolge der Glätte umgefallen und hatte seine gesamte Ladung für 5 000 000 Mark Kaffeebohnen für die Siemens-Schuckert-Werke auf den Damm geschleudert. Schon nach wenigen Minuten hatten alle herbeigeeilten Passanten die Taschen, Hüte und Papiertüten mit der wertvollen Mischung aus Kaffee und Schnee gefüllt und waren im Dunkeln entkommen. Den Kutschern des Wagens gelang es, für drei Millionen Mark Kaffee zu „retten".

*

* **Die Operation im Glashause.** Der französische Gelehrte Victor Pauchet hat bei Operationen, die er in Gegenwart von Studierenden der Medizin vornimmt, ein neues Hilfsmittel eingeführt, durch das er verhindern will, daß die Zuschauer sich um den Operationstisch drängen, die Operation behindern und die Luft verschlechtern. Er hat sich einen Glasverschlag einrichten lassen, der ihn und sein Operationsobjekt von den Studierenden trennt. Diese dürfen den Operationen von nun an nur auf Bänken anwohnen, die in Reihen, wie dies auch sonst bei wissenschaftlichen Vorführungen zu geschehen pflegt, amphitheatralisch aufsteigen. Damit sie dem Vorgang in allen Einzelheiten folgen können, werden sie mit Operngläser versehen, und eine kleine drahtlose Telephonanlage dient dazu, ihnen die notwendigen Erklärungen zu geben.

*

* **Die Beichte des Chirurgen.** In der englischen medizinischen Zeitschrift „The Lancet" werden die englischen Chirurgen zu einem Ärztekongreß eingeladen, der einem recht ungewöhnlichen wissenschaftlichen Zweck zu dienen bestimmt ist. Jeder der Teilnehmer soll der Versammlung nämlich Bericht über die beruflichen Irrtümer, die ihm in der Praxis unterlaufen sind, erstatten und die ausführliche Geschichte seiner Fehldiagnose oder der falschen Behandlungen geben, Selbstbekenntnisse, die ohne Zweifel zur Belehrung der Kollegen und zur Vertiefung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse dienen werden. Wohlweislich hat man es aber unterlassen, die Opfer der falschen Behandlung, die doch die nächsten dazu wären, zu dem Ärztekongreß einzuladen.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Verwandtschaft.** Bubi unterhält sich mit seinem Schwesterchen sehr interessant über Heiratsaussichten und meint dabei: „Weißt du, um heiraten zu können, muß man ganz nahe miteinander verwandt sein. Denk nur an Vater und Mutter und Großvater und Großmutter."

*

* **Die Parlamentswahl.** Ein Kandidat für das englische Unterhaus besuchte einen Wähler, um seine Stimme für die Wahl zu gewinnen, stieß aber auf Abweisung. „Eher würde ich meine Stimme dem Teufel geben." — „Das geht ja nicht. Ihr Freund kandidiert ja gar nicht."

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.